32 Illustriertes Sonntagsblatt 1899

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd



Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Das Waldgeheimnis.

Eine Dorfgeschichte von Arthur Eugen Simson.

(Fortsetzung.)



Das nächste Morgengrauen fand alle Bewohner der Fichtelschenke in vollem Hin- und Herlaufen. Der Knecht schob ein Wägel aus dem Schuppen, sah nach, ob der darin befindliche Sitz in Ordnung, und legte in ein Behältnis unter dem Kutschersitz Hafer und Heu. — Von der Küche her erklang das Klappern der Holzpantoffeln und das knirschende Geräusch der Kaffeemühle. Die rührige Wirtin versah eine umfangreiche Reisetasche mit Nahrungsmitteln aller Art und unterließ auch nicht, ein Fläschchen mit Spanisch-Bitter beizufügen. Sie war schon vollständig angekleidet.

Bald kam auch das Dienel vom Oberstock herab. Man kannte sie kaum mehr. Der Anzug, den sie trug, war ihr von der Fichtelwirtin geliehen, mit der sie gleicher Größe war. — In einem Koffer, den die Magd nach dem Wagen trug, befand sich für die Wirtin ein „guter" Sonntagsanzug; denn sie wollte sich vor ihrer „Freundschaft" sehen lassen, sowie das Brautkleid des Dienel. —

Als der Kaffee auf dem Tische stand, wurde auch der Steigerhold sichtbar, der sich zwar schon früher von seinem Lager erhoben, doch unterdes nach dem Wetter ausgeschaut hatte und jetzt die dankbar entgegengenommene Kunde brachte, der Tag werde prächtig werden.

Der Wirt, der das Barometer befragt hatte, bekräftigte die Mitteilung des alten Wetterpropheten und trank rasch eine Tasse, um sodann selbst die Pferde aus dem Stalle zu führen und während des Einspannens dem Knecht Verhaltungsmaßregeln für die Fahrt zu geben und ihn mit einigem Gelde zu versehen.

Endlich saßen die beiden Frauen im Wagen. Der eigentliche Abschied hatte schon innerhalb des Hauses stattgefunden, weshalb man sich draußen kürzer fassen konnte.

Die Küchenmagd, welche die Stelle der Hausfrau interimistisch zu versehen, also das wichtigste Departement zu verwalten hatte, wurde noch einmal an den Wagen gerufen und empfing wiederholt die eingehendsten Instruktionen. Jetzt stieg der Knecht, welcher fahren sollte, auf, alles drückte sich noch einmal die Hände und dahin rollte das Gefährt.

Bald darauf nahm auch der Steigerhold, der zuweilen mit der Hand nach den nassen Augen gefahren war, Abschied von der Fichtelschenke. Er dankte seinem jugendlichen Freunde, dem Wirt, für alles, was er bei ihm genossen und schlug den Weg nach den Brüchen ein.

Es war ihm so seltsam feierlich zu Mute . . . die Sonne, welche die Baumwipfel küßte, hätte er um goldene Schwingen bitten mögen, um sich über all der Erde Lust und Weh zu erheben . . . seine Schritte wurden nach und nach langsamer . . . endlich stand er still . . . er faltete die Hände und betete.

6. Was weiter nach der Flucht des Dienel geschah.

Die Vorgänge bei der Hochzeit des Sprenkelseph sowie die Feuersbrunst, welche das schöne Wintergut in einen Schutthaufen verwandelte, bildeten lange den Inhalt aller Gespräche weit und breit. Die Leute wußten natürlich alle noch mehr, als sich ereignet hatte und erzählten grausige Geschichten, die von einem zum andern wandernd, an Ungeheuerlichkeit stets zunahmen. Vom Dienel glaubten die meisten anfangs, daß es sich ein Leid angethan; da aber der Winterbauer keine Anstalten traf, sie aufsuchen zu lassen, so erging man sich in Vermutungen, was wohl aus ihr geworden sein möge und traf dann auch ziemlich das Richtige, wenn es sich auch nicht feststellen ließ, wo sie sich befinde. Das Feuer, das den Winterhof einäscherte, sollte durch Nachlässigkeit entstanden sein. Als jedoch nähere Untersuchungen angestellt wurden, stellte es sich bald heraus, daß es angelegt worden war, und der Brandstifter war der Effermuck. Auf Vorhalten, weshalb er ein so schweres Verbrechen begangen, grinste er höhnisch vor sich hin, und nur mit Mühe brachte man aus ihm heraus, daß er sich am Winterbauer hätte rächen wollen, weil dieser ihn von der Hochzeit ausgeschlossen. Der halb blödsinnige Bursche wurde einer Besserungsanstalt übergeben.

Ehe der eigentliche Brandstifter entdeckt war, hatte der Seph versucht, den Verdacht auf den Reiterkarl zu werfen, der auch wirklich in kriegsgerichtliche Untersuchung genommen wurde, sich jedoch glänzend zu rechtfertigen vermochte. Das Geständnis des Effermuck setzte schließlich seine Unschuld außer allen Zweifel.

Dem Zustande qualvollster Ungewißheit, in welchem der Winterbauer nach dem Verschwinden des Dienels sich befand, hatte ein Schreiben der Tochter bald ein Ende gemacht.

In einem von kindlicher Liebe diktierten Briefe bat sie ihren Vater um Vergebung wegen des Geschehenen, erklärte aber gleichzeitig auf das bestimmteste, daß sie nicht zurückkehren werde; es sei ihr unmöglich, mit dem Seph zu leben und keine Macht der Erde werde sie dazu bringen; sie habe auch bereits Schritte gethan, sich scheiden zu lassen und habe die gegründete Hoffnung auf Erfolg. Im übrigen bitte sie ihren Vater, ihr seine Liebe nicht zu entziehen; sie sei immer ein gehorsames Kind gewesen, nur in dem einen Punkte werde sie nicht nachgeben und wenn sie auch darüber sterben sollte.

Der Winterbauer wußte nach Empfang dieses Briefes nicht, ob er sich freuen oder ärgern sollte. Wegen des ewigen Geredes der Leute war ihm zwar die einstweilige Abwesenheit des Dienel ganz angenehm, aber anderseits sah er sich in einen Konflikt ver-



Klaus Groth †. (Mit Text.)

wickelt, an welchem ihm durchaus nichts gelegen war. Er glaubte nämlich, seine Pflicht als Vater gewissenhaft erfüllt zu haben, und es schien ihm sowohl Auflehnung gegen seine Autorität, als auch Undankbarkeit von seiten seiner Tochter, daß diese nicht auf das Weigelgut ziehen wolle. Sie war ja auch mit dem Seph getraut, und eine angetraute Frau gehörte zu ihrem Manne schon von Polizei wegen. Das Dienel war eine „von ihrem Manne fortgelaufene Frau" und dies wurmte ihn, denn das Volk spricht in der Regel von einer solchen nicht viel Gutes.

Bei all dem war der Winterbauer auf seinen Schwiegersohn nicht gut zu sprechen.

Er hatte es recht wohl bemerkt, daß dieser unter den zur Hilfe Herbeigeeilten gefehlt. Das ganze Dorf und die Umgegend war über eine so unerhörte Rücksichtslosigkeit empört, und oft genug fielen in Gegenwart des Winterbauers mißbilligende Aeußerungen, die anhören zu müssen er doppelt schmerzlich empfand. Um seinem Benehmen die Krone aufzusetzen, hatte sich der Seph nicht einmal bei seinem Schwiegervater entschuldigt, und was der Weigelbauer dafür als Entschuldigung vorgebracht, war nicht stichhaltig.

Der Winterbauer hatte fortwährend eine Laune „wie eine Säge". In der Hauswirtschaft, wie sie vorläufig oberflächlich eingerichtet war, ging alles der Quere. Die Hanne machte ein Gesicht wie sechs Meilen böser Weg. Das Dienel fehlte überall, und oft hätte das alte Faktotum vor Wut und Aerger in Thränen ausbrechen können.

In solchen Augenblicken schenkte sie auch ihrem Herrn kein gutes Wort. Das Geringste, was sie ihm vorwarf, war, daß er sich an dem Dienel versündigt habe, er sei doch sonst ein so „heller" Mann, aber bei seiner Heiratsgeschichte habe er gerade keinen großen Scharfblick bewiesen — der Seph sei reicher Leute Kind, das sei wahr, aber ebenso wahr, daß er gezeichnet sei inwendig und auswendig.

Mit ähnlichen Redensarten regalierte die Hanne den Winterbauer öfters, und wie ungebärdig dieser auch brummte, er mußte sich selbst zugestehen, daß er einen Mißgriff gethan.

Dieses Bewußtsein brachte ihn denn nach und nach um ein gut Teil seiner früheren Selbstzufriedenheit, seiner hohen Meinung von sich selbst. Außerdem schmerzte es ihn, daß er glaubte wahrzunehmen, daß auch nach außen hin sein Ansehen nicht mehr dasselbe sei; er wurde seltener um Rat befragt und bereits in zwei Fällen war er nicht zum Vormund wie gewöhnlich gewählt worden. Sein Dünkel fing an, in sich selbst zusammenzubrechen.

Noch anderes kam hinzu, um die Laune des Winterbauers nicht rosiger zu stimmen.

Die Neubauten gingen nicht so rasch vorwärts, als es wünschenswert war, er hatte mit Maurern und Zimmerleuten seine Scherei, und zum Ueberfluß geriet er mit der Versicherungsanstalt, bei welcher er versichert war, in Differenzen, welche einen Prozeß herbeizuführen drohten. Er hatte zum Unglück bei einer Gesellschaft versichert, deren Direktorium in dem Institut nur eine Versorgungsanstalt für sich erblickte, und so wurde jetzt in kleinlichster und peinlichster Weise gefeilscht und gemarktet.

Neuen Aerger brachte die Erntezeit. Der Winterbauer hatte sicher darauf gerechnet, daß die Leute auf dem Weigelgut ihr Versprechen halten und ihm bei der Arbeit zur Hand gehen würden. Seine Anwesenheit war bei den Neubauten durchaus nötig, die auch einen Teil seiner Gespanne in Anspruch nahmen. Hier wäre die in Aussicht gestellte Hilfeleistung vom Weigelgut so recht an ihrem Platze gewesen; indes mußte der Winterbauer mit steigendem Verdrusse die Wahrnehmung machen, daß ein Tag nach dem andern verging, ohne daß sich der Seph oder dessen Vater sehen ließ. Sogar als auf dem Weigelgute vollständig abgeerntet war, erschien niemand.

Der Winterbauer war zu stolz, um die Leute vom Weigelgut an ihr Versprechen zu erinnern und arbeitete selbst mit fast übermenschlicher Kraft; allein er verspürte bald, daß er solchen Anstrengungen nicht mehr gewachsen sei. Abends warf er sich todmüde aufs Lager; aber was früher selten oder nie geschehen war, kam jetzt öfters vor: der Schlaf floh seine Augen, das erhitzte Gehirn ließ keinen Schlummer aufkommen, und wenn er endlich einschlummerte, fehlte es nie an beängstigenden Träumen. Da kam es ihm wohl vor, als werde das Dienel noch einmal mit dem Seph getraut, aber vor dem Altar hätten sich ihres Myrtenkränzchens Blätter in Immortellen verwandelt; und als sie sich nach den Hochzeitsgästen gewendet, sei sie schlohweiß im Antlitz gewesen, wie eine Tote, und ihre selige Mutter sei hinter ihr hergewandelt und habe die Hände gerungen.

Der Seph erschien ihm in diesen Traumbildern stets in der Gestalt des Judas Ischariot, wie er auf einer alten Holzschnitzarbeit in der Kirche dargestellt war.

Gräßlich war ein anderes Traumbild, in welchem der Seph sich selbst auseinandernahm, wie ein mechanisches Kunstwerk, dem im Innern das Schlagwerk fehlte, das Herz.

Und dann führte ihn der Traum auch hinaus in den stillen Wald, an das Ufer des Flusses, und er sah von einem Steine am Ufer hinunter in die Tiefe, und die Wellen wurden durchsichtig, und ganz unten auf dem Grunde stand ein schwarzer Sarg, darin lag eine Leiche, ein junges schönes Mädchen, und er schrie laut auf, denn das junge tote Mädchen war seine Schwester. Wenn dann der Winterbauer erwachte, strich er sich wohl mit der Hand über die Stirn und murmelte: „Die Toten gehen um . . . die Toten . . . ich weiß, was sie will, die arme Schwester."

Die Haferernte hatte bereits begonnen, als eines Tages der Seph den Winterbauer auf dem Felde aufsuchte, gerade als dieser mit seinen Leuten in der dicksten Arbeit war. „Aha," dachte der Winterbauer, „schlägt Dir endlich das Gewissen? Gedenkst Dich wohl herauszulügen, aber ich will Dir die Leviten schon lesen, Judas Ischariot."

Mit einem frostigen Gruß trat der Seph näher.

Der Gegengruß des Winterbauers klang noch frostiger.

„Ich hätt' ein Wort mit Euch zu reden," begann der Seph, „und damit wir's kurz machen, wie steht's mit meiner Frau?"

„Mit dem Dienel, meinst Du?"

„Mit meiner Frau," betonte der Seph. „Ich wollt' nunmehr ernstlich Erkundigung bei dem Vater einziehen, ob er die Sach' in Ordnung gebracht."

Der Winterbauer hatte sich also wieder getäuscht.

Nicht um ihm Beistand zu leisten, war der Seph gekommen, sondern um ihn zur Rede zu setzen. Seine Leute waren zugegen und das Gespräch hätte füglich unter vier Augen geführt werden sollen. Es war eine unerhörte Dreistigkeit, ihm in dieser Weise entgegenzutreten. Um so heftiger tobte es aber auch in ihm, wenn er auch die äußere Ruhe vollständig bewahrte.

„Seph, erklär' Dich deutlicher . . . welche Sach' hätt' ich in Ordnung zu bringen gehabt?"

„Ich mein', ob Ihr meine Frau nun angewiesen, zu mir zu ziehen, und ob sie Euch geschrieben, wann sie kommen werde. Man spricht net gut von einer Frau, die ihrem Mann davongelaufen."

„Ich habe keine Nachricht von meiner Tochter."

„Also will sie net parieren? Nun, wir sind fertig miteinander, und damit ich's gleich sag', da Ihr mir meine Frau net herbeischafft, hab' ich meinem Advokaten Auftrag gegeben, der läßt sie auf dem Schub herbringen. Auf die Schand' kommt mir's weiter net an, aber die Mucken will ich ihr so austreiben, daß sie ihr Lebtag daran denken soll."

Der Winterbauer wollte etwas erwidern; aber ohne dessen Gegenrede abzuwarten, wandte ihm der Seph den Rücken und schritt quer über die Felder dem Weigelgute zu.

„Habt Ihr's gesehen?" fragte der Großknecht den Winterbauer.

„Was soll ich gesehen haben?"

„Die Augen vom Seph. Ein böse Katz' hat keine solchen. Der leibhafte Teufel funkelte daraus in grünem Lichte. Gnade Gott dem Dienel, wenn's zu dem soll. Der martert sie zu Tode, so gewiß ich fünf Finger an der Hand hab'."

„Meine Tochter auf dem Schube!" murmelte der Winterbauer. „Und die Mucken will er ihr austreiben, daß sie ihr Lebtag daran denken soll!"

Dann arbeitete er ruhig weiter; aber alles in ihm war Zorn und Empörung. Er hatte dem Seph den Kopf waschen wollen und war von diesem wie ein Schulbube traktiert worden, in Gegenwart seines Gesindes. Daß ihm je eine solche Demütigung begegnen könne, hatte er bis heute für unmöglich gehalten. Sein Stolz war aufs tiefste gekränkt und er arbeitete mit verdoppelter Anstrengung, um die innere Sicherheit wieder zu gewinnen.

Als der Winterbauer nach Hause kam, mußte er sein Herz gegen jemand ausschütten, und als daher die Hanne das Abendbrot hereinbrachte, sagte er ihr, daß sie bleiben sollte und erzählte den Vorfall mit dem Seph ausführlich.

„Und Ihr habt nicht gleich dem Knecht die Peitsche aus der Hand gerissen und den Judas mit dem Stiele so lange bearbeitet, bis er auf allen Vieren nach Hause kriechen mußte? Mir hätte er so kommen sollen!"

„Hätte mir auch nichts eingebracht, als eine Klage vor Gericht."

„Aber meine Tochter ließ ich net verschimpfieren."

„Der Seph machte sich auch so eilfertig aus dem Staube, daß ich ihn nimmer erreicht hätt'."

„Im ganzen ist's indes doch gut, daß es so gekommen ist. Ihr kennt nun den Seph durch und durch. Und an diesen elenden Schurken habt Ihr Eure Tochter wegwerfen wollen! Winterbauer, Gott hat's gefügt, daß Eure Verblendung nicht alles Maß überschreiten sollte. Fällt's Euch nicht wie Schuppen von den Augen?"

„Du hast immer für das Dienel gesprochen," begütigte der Winterbauer. „Ich will Dir nun auch eine rechte Freud' machen."

Hanne horchte auf und folgte dem Bauer, der inzwischen aufgestanden war, mit den Blicken.

Plötzlich blieb er vor ihr stehen und legte die Hand auf ihre Schulter. „Ich habe den Menschen in seiner ganzen Nichtswürdig-

keit erkannt, Hanne, und ich sage Dir, der bekommt mein Dienel nimmer aufs Weigelgut. Jetzt werd' ich die Scheidung mit betreiben helfen. Morgen schreib' ich's dem Dienel. Bist Du nun zufrieden?"

Hanne wär' dem Winterbauer am liebsten um den Hals gefallen. Da sich dies aber doch nicht schickte, gab sie ihre Freude durch ein lautes Schluchzen zu verstehen, aus dem sich die gebrochenen Worte hervorstahlen: „Jetzt wird alles gut, Winterbauer, seit Ihr zur Einsicht gekommen. Ich weiß meiner Freud' kein End'. Ich glaub', es muß Euch selber recht wohl ums Herz sein, daß es so gekommen ist."

Dies war auch in der That der Fall.

Nachdem der Winterbauer einmal den Entschluß gefaßt, mit den Leuten im Weigelgut vollständig zu brechen, fand er den langentbehrten Frieden wieder. Seine sonst stets von Gewitterwolken umdüsterte Stirn heiterte sich sichtlich auf, während er dem ländlichen Abendbrote zusprach, und als er gar seine Meerschaumpfeife hervorlangte und der Magd sagte, daß er nach langer Zeit wieder einmal in den „Hirsch" gehen wolle, konnte für letztere kein Zweifel mehr obwalten, daß eine vollständige Umwandlung mit ihrem Herrn vorgegangen sei. —

Das Erscheinen des Winterbauers im „Hirsch" war ein Ereignis. Der alte Stammgast nahm an seinem gewohnten Tische Platz, dampfte ruhig sein Pfeifchen vor sich hin und ließ sich den edlen Gerstensaft wohlschmecken.

Einige später kommende Freunde gesellten sich zu ihm und bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Noch weit größeres Aufsehen aber erregte das Benehmen des Weigelseph, den der Zufall an demselben Abend gleichfalls in den „Hirsch" führte. Ohne Gruß ging er an dem Winterbauer vorüber und setzte sich in ziemlicher Entfernung an einen anderen Tisch.

Die Gäste steckten die Köpfe zusammen. Der Winterbauer, nach welchem alle Blicke sich richteten, lächelte, stopfte sich sehr behaglich eine neue Pfeife und bestellte ein frisches Glas Bier. Man war darüber einig, daß dem Hartgeprüften heute etwas sehr Erfreuliches begegnet sein müsse. Der Hirschwirt mutmaßte das Gleiche, wozu freilich kein großer Scharfsinn gehörte, und glaubte sich in seiner Stellung herausnehmen zu dürfen, ein wenig auf den Busch zu schlagen; indes blieben alle Bemühungen erfolglos; der Winterbauer biß nicht an, und als jemand bemerkte, es sei doch auffällig, daß sein Schwiegersohn nicht an seiner Seite Platz genommen, sagte er nur sehr trocken, es müsse doch jedem Gast das Recht zugestanden werden, sich einen Platz nach Belieben zu wählen. In bester Laune brach er endlich auf und sagte beim Abschied zum Hirschwirt, der ihn bis unter die Hausthüre begleitete: „Heute denk' ich einmal gut zu schlafen, wie seit langem nicht. Gute Nacht!"

Der Weigelseph traktierte an seinem Tische ein verkommenes Subjekt, einen Winkeladvokaten, der die Gelegenheit benutzte, seinem spindeldürren Körper mit möglichst vielen Krügen eines köstlichen Bieres eine Wohlthat zu erweisen.

Zuweilen schlug der Seph mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser zitterten, und man hörte ihn sagen: „Und wenn's halbe Gut d'raufgehen sollt', her muß sie!"

Was er damit gemeint und daß es ihm mit der Drohung gegen den Winterbauer Ernst gewesen, zeigte sich binnen kurzem. Er stellte bei Gericht einen Antrag auf die Heimweisung seiner jungen Frau.

Sein Advokat, ein Rechtsverdreher erster Sorte, hatte ihm zugeschworen, ihm — natürlich gegen keine geringe Summe — seine Frau herbeizuschaffen und wenn er sie aus dem entlegensten Orte selbst holen sollte.

„Bezahlen Sie und ich lange sie Ihnen vom Mond herunter!" hatte der Prahlhans geäußert. „Ich werde schon das richtige Feuer dahinter machen — verlassen Sie sich darauf, Herr Weigel! Auf einige zwanzig Thaler Vorschuß kommt es Ihnen doch nicht an. Das giebt Luft, sich ins Zeug zu legen."

Und „Herr Weigel" legte mit satanischem Lächeln dreißig Thaler auf den Tisch und versprach, die Summe zu verdoppeln, wenn der Advokat ihm „seine Frau" binnen vier Wochen herbeischaffe.

Eilfertig strich der Winkeladvokat das Geld ein, als fürchte er, dem reichen Bauernsohne möchten nachträglich Bedenken beigehen und verschwor sich hoch und teuer, den Wünschen seines Herrn Klienten bestens zu entsprechen.

Es kam jedoch anders.

Weder erschien das Dienel freiwillig auf dem Weigelgut, noch wurde sie auf dem Schube in ihre Heimat bezw. zu ihrem Manne gewiesen; vielmehr entwickelte sich aus dem Vorgehen des Winkeladvokaten ein Ehescheidungsprozeß, der, da der Vater auf die Seite seiner Tochter getreten war, sehr bald für den Seph die ungünstigste Wendung zu nehmen schien. —

Der einziehende Herbst brachte dem Winterbauer einen unangenehmen Gast: die Gicht. Er hatte schon früher einige Anfälle dieser Krankheit gehabt, jetzt kehrte sie in voller Stärke wieder. Er mußte die meiste Zeit liegen, und wenn auch Hanne es an treuer Pflege nicht fehlen ließ, das Gefühl des Verlassenseins konnte doch für den kranken Mann nicht ausbleiben.

Ein Glück kommt selten allein, aber auch das Unglück geht meistens selbander. Eines Tages traf ein Brief aus Buchenthal ein, mit der Nachricht, daß das Dienel schwer erkrankt sei. Das Schreiben war sehr schonend gehalten, doch wenn man zwischen den Zeilen las, konnte man zweierlei erraten: erstens, daß die Krankheit der Typhus, der damals in Buchenthal viele Opfer dahinraffte, war, und zweitens, daß man sich auf alles gefaßt machen müsse.

Am liebsten wäre der Winterbauer sogleich selbst nach Buchenthal geeilt, und er ging wirklich in seiner Aufregung so weit, der Hanne Auftrag zu erteilen, ihm alles für die Reise Erforderliche zurechtzulegen; indes belehrte ihn der durch die Aufregung vermehrte Schmerz bald, daß die Kräfte seinem Willen nicht gewachsen. Nachricht mußte er aber haben, gewisse Nachricht, wie es mit dem Dienel gehe, und so betraute er denn den Großknecht mit der Mission, hinauf nach Buchenthal zu fahren und sich von allem zu unterrichten.

Die Tage bis zur Rückkehr seines außerordentlichen Botschafters vergingen dem Patienten in der peinlichsten Unruhe, welche seine Schmerzen noch steigerte.

Die Hanne hatte ihre liebe Not mit dem Kranken, der lange, bevor sein Abgesandter zurück sein konnte, Dienstboten ausschickte, um zu spähen, ob denn das Gefährt vom Winterhofe sich nicht zeigen wolle.

„Ich halt's nimmer aus," sagte der Winterbauer, „nicht wegen der Gicht, aber wenn mir das Dienel stirbt, Gott verzeih' mir die Sünd', ich glaub', daß ich Hand an mich selbst lege!"

Die Hanne tröstete: „Wenn der Traum ausgeht, den ich in vergangener Nacht gehabt, so geht's mit dem Dienel besser. Der Herrgott wird Euch doch Eure Tochter nicht auf so wunderbare Weise zurückgeschenkt haben, um sie Euch sogleich wieder zu entreißen. Doch des lieben Gottes Wille geschehe!"

„Amen!" sagte der Winterbauer gefaßter.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenliebe.

Novelle von Laura Frost. (Schluß.)

Sie saßen in einem Wagen und fuhren durch die hell erleuchteten Straßen dem Hause zu.

„Du hast es so schwer gehabt," sagte er innig, „hast Tag und Nacht keine Ruhe gefunden."

„Ja Bernhard, ich habe von ganzem Herzen teilgenommen an Deiner Sorge; ich habe mich tagtäglich nach des Kleinen Ergehen erkundigt."

„Erkundigt?" fragte er staunend.

„Doktor Brandt brachte mir täglich Nachricht. Als die Krankheit ausbrach, und Brandt die große Gefahr der Ansteckung hervorhob, verließ ich selbstverständlich Dein Haus. Ich wußte, daß ich damit Deinen Wünschen entgegenkam. War es nicht schon traurig genug, daß Dein Kind so krank dalag? Was hättest Du begonnen, wäre auch ich von der Krankheit ergriffen worden, die vielleicht —"

Er antwortete nicht; er hatte ihre letzten Worte gar nicht gehört. Vor seinen Augen, vor seiner Seele war riesengroß nur die Thatsache, daß sie, die er über alles geliebt, sein sterbendes Kind verlassen, daß sie kein Herz, kein Gefühl für dessen Leiden gehabt hatte.

„Du konntest das kranke Kind hilflos allein lassen?" fragte er nach einer Pause. „Wer pflegt es?"

„Aber Bernhard," meinte sie verwundert, „Hans hat doch seine alte Christine, die das tausendmal besser besorgt als ich."

Er sah zum Wagen hinaus auf die glänzenden Ladenfenster, an denen sie vorüberfuhren und dachte, in wie vielen Nächten, die nicht so gefahrvoll waren, eine andere an des Kindes Bettchen gesessen hatte; eine andere mit blassen Wangen und dunklen Ringen um die überwachten Augen, und wie sie gesagt hatte: „Kein Auge ist so wachsam, keine Pflege so treu, keine Hand so sanft wie die einer Mutter.

Der Wagen hielt.

Ich komme nicht nach oben, Bernhard, ich hoffe, Du besuchst mich morgen, willst Du?"

Er stieg hastig aus; so nahe seinem Kinde, wurde die Angst wieder übermächtig in ihm.

„Habe ich Dich verletzt?" rief sie. „Bitte, geh' nicht so fort!"

Er schüttelte den Kopf.

„Laß mich, ich muß zu meinem Kinde."

Mit leisen Schritten eilte er die Treppe hinauf und klopfte.

Die alte Christine öffnete.

„Gott sei Dank, Herr Rechtsanwalt, daß Sie da sind." —

„Wie geht es? Schläft das Kind?"

Sie half ihm den Ueberzieher ablegen und nahm seine Sachen.

„Ja, dem Himmel sei Dank, heute abend zum erstenmal."

Er öffnete leise die Thür des Wohnzimmers und sah das Schlafzimmer daneben matt von der Nachtlampe erleuchtet. Auf den Fußspitzen ging er und blickte hinein. Seine Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen; dann aber sah er sein Kind, blaß wie der Tod, in seinem Bettchen, und daneben auf dem Stuhl eine Gestalt, nicht viel weniger blaß, mit großen dunkeln Augen, die nur langsam den Kopf nach ihm neigte.

Ihre Hand hielt des Kindes Hand, und der Mann vermeinte die Worte zu hören, wie einst: „Das Kind wird ruhig und schläft ein, wenn es die Hand der Mutter in der seinen fühlt."

Schwere Thränen verdunkelten seinen Anblick, als er das Bild vor sich sah, und, überwältigt von der selbstlosen Liebe derer, die er fortgeschickt hatte von dieser Stelle, und die dennoch wiedergekommen war, um sein Kind mit Aufopferung zu pflegen und zu erretten, blieb er wortlos vor ihr stehen. Seine Redegewandtheit, seine Geistesgegenwart versagte dieser Thatsache gegenüber.

„Ich wußte," sagte sie flüsternd, „daß Du mir nicht zürnen würdest. Als Christine in größter Angst mir die Nachricht brachte, daß Hans schwer krank, und daß die Frau, der Du ihn anvertraut hattest, von ihm gegangen sei, blieb mir keine Wahl. Es stand sehr schlimm; erst seit heute hoffe ich, daß Hans Dir erhalten bleiben wird."



Die Wiener Schneebergbahn: Puchberg mit Entwicklung der Zahnradbahn. (Mit Text.)

Ob er wohl das schmerzzerrissene Mutterherz aus ihren Worten hörte? Ob er die Opferwilligkeit verstand, die das Kind gesund haben wollte, um es dann für immer verlassen zu müssen?

Wie ein Schuldiger stand er vor ihr und vermochte nichts zu sagen. Er ging zurück in die Nebenstube, dann in sein eigenes Zimmer. Hier, in der Stille der Nacht, kam es über ihn, all' seine Sorgen, seine Angst, seine endliche Ankunft und das Entsetzen über Thusneldas Herzlosigkeit. — Und dann noch das letzte — das Bild, das er eben geschaut.

Und der starke Mann schluchzte wie ein Kind und tiefe beschämende Reue zog alles überwältigend in sein Herz.

Acht Tage waren vergangen.

Sie hatten diese Zeit nebeneinander hingelebt, in gleicher Sorge um das Kind beschäftigt. Zu andern Gesprächen bot sich keine Veranlassung, da Cläre sich beständig in der Nähe des Kindes aufhielt. Langsam, langsam ging es besser mit dem kleinen Knaben, und der Arzt hatte endlich erklärt, daß er die Gefahr nun für ganz überwunden halte.

An dem Fenster des Wohnzimmers saß Kläre, während Hans seinen Mittagsschlaf hielt, als Hellmut zu ihr trat. Er ergriff eine ihrer mageren Hände, die müde in dem Schoß lagen und drückte einen Kuß darauf.

„Ich danke Dir, Kläre," sagte er bewegt.

Ihr blasses Gesicht errötete tief.

„Ich that nur meine Pflicht," antwortete sie, „ich danke Dir, daß

Du mir das erlaubtest. Ich wäre vergangen vor Sorge, hätte ich fern bleiben müssen. Jetzt ist die Gefahr vorüber und damit die Zeit, die ich hier weilen darf. Ich werde morgen Dein Haus verlassen."

Er wollte ihr sagen, was er in diesen acht Tagen durchkämpft, wie bitter er den Irrtum, in dem er befangen gewesen war, bereut hatte, wie hoch ihr ganzes Sein über jener andern stand; aber er wußte nicht, die Worte zu finden, und so fragte er blos: „Kannst Du mir verzeihen?"

Das Gewicht seiner Schuld, die Größe dieses Ansinnens an die so schwer Gekränkte hatten ihn auf die Kniee vor ihr gedrückt.

Ein trauriger Zug irrte um ihre Lippen, als sie mit der Hand leise über sein Haar strich und sagte:

„Ich verzeihe Dir. — Werde glücklich."

Er sah sie an und schüttelte den Kopf. „Das ist vorbei. — In letzter Stunde erkannte ich ihr wahres Wesen, und daß sie es nicht wert ist, an Deine Stelle zu treten."

Sie schwieg. Sie konnte nicht die Frau entschuldigen, deren Oberflächlichkeit sie längst erkannte. Sie wollte sie auch nicht anklagen.

Da faßte er sich ein Herz. „O Kläre, bleibe bei mir," bat er und beugte sein Haupt tief auf ihre Hand.

Sie stand auf und trat von ihm fort.

„Du weißt nicht, was Du verlangst!"

„Ich weiß es," rief er, „daß ich nicht wert bin, noch einmal um Deine Liebe zu bitten; aber dennoch flehe ich darum. Bleibe bei mir, bleibe bei Deinem Kinde. Vielleicht mit der Zeit, daß Du auch meine Schuld vergessen lernst."

Sie hielt die Hände fest zusammengepreßt und das Weh um ihren Mund trat schärfer hervor, als sie sagte: „Du verlangst Unmögliches. In Deiner augenblicklichen Erregung siehst Du das, was ich gethan habe, für mehr an als es ist. Glaube nicht, daß ich Dir ein Opfer brachte — ich folgte nur meinem Herzen!"

Als er schwieg, fuhr sie fort: „Wenn Du ruhig geworden bist, wirst Du mir für meine Antwort heute dankbar sein. Dann werden die jetzt zurückgetretenen Gefühle doppelt mächtig in Dir erwachen und — Bernhard — das noch einmal durchzumachen, was ich in den letzten Wochen erlebt, wäre zu viel für meine Kraft."



Der Herr Professor auf der Alm. Gemälde von P. Felgentreff. (Mit Text.)

Nach einer Pause sprach sie weiter: „Ich gehe schon heute. Du wirst mir erlauben, mich alle Tage nach Hans zu erkundigen. Ist er ganz genesen, dann reise ich zu meinen Eltern. Dann aber sage ich dem Kinde noch einmal Lebewohl."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten und, als wäre sie ihrer Selbstbeherrschung nicht länger sicher, schritt sie schnell auf die Thür zu und verließ das Zimmer, den Mann zurücklassend, der, gebeugt von Gram und Reue, sich immer nur die Worte sagen konnte: Sie hat das Rechte gethan, ich bin ihrer Liebe nicht mehr wert.

Hellmut nahm die Stelle seiner Frau in dem Krankenzimmer ein. Er war Tag und Nacht bei dem Kinde, mit ihm spielend, auf seine vielen Fragen antwortend, selbst im Schlaf es behütend. Nur in den dringendsten Fällen durfte der Bureauvorsteher sich an ihn wenden, nur zu den notwendigsten Ausgängen begab er sich auf die Straße.

Als er eines Tages von einem solchen heimkehrte, traf er wenige Schritte vor seiner Thür Thusnelda. Er wollte mit kurzem Gruß an ihr vorbeigehen; aber sie sprach ihn an.

„Leonhard, ich bitte Dich, erkläre mir Dein sonderbares Betragen."

„Nicht hier," sagte er; „wenn Du Zeit hast, begleite mich hinauf."

Er führte sie in das Wohnzimmer und legte die Thür an, damit das Kind nicht durch ihre Unterhaltung gestört würde. Dann setzte er sich ihr gegenüber.

„Du hast mich seit Deiner Rückkehr nicht ein einziges Mal besucht," sagte sie, als er keine Anstalten machte, sich zu erklären. „Wie soll ich das verstehen?"

„Vielleicht so, daß ich Dir nicht die Ansteckung bringen wollte."

„Du spottest."

Er stand auf. „Nein. — Laß mich Dir sagen, was mich von Dir trennt. Du hast die Probe, die Deiner Liebe gestellt wurde, nicht bestanden. — Noch in letzter Stunde sind mir die Augen über Dein wahres Wesen aufgegangen, und ich danke Gott, daß meine Erkenntnis noch nicht zu spät kam."

„Noch nicht zu spät? — So steht Dir jetzt Deine Frau wieder näher? Sie, die es verstand, so gut die Gelegenheit zu benutzen?"

„Deine Anschuldigung ist lächerlich," sagte er. „Was aber meine Frau anbetrifft, so muß ich Dir allerdings sagen, daß ich in dieser schweren Zeit deutlich empfunden habe, wie hoch sie mir steht."

„Vergißt Du ihre Gleichgültigkeit, Ihr kaltes Wesen? Was kann sie Dir bieten, das einen Vergleich aushielte mit meiner leidenschaftlichen Liebe?"

Hellmut sah sie finster an.

„Was sie mir bieten könnte? Nicht Deine Leidenschaftlichkeit vielleicht, aber etwas viel Kostbareres, Edleres — die Liebe, — die opferwillig, selbstlos und langmütig ist, die alles erträgt und noch segnet, wo ein anderer fluchen würde. — Dein Zauber ist vergangen, Thusnelda, Deine Leidenschaftlichkeit reizt mich nicht mehr. Höher, viel höher als Du steht mir Kläre."

„Du wirst sie bitten, wieder zu Dir zurückzukehren?" fragte sie höhnisch.

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er:

„Mag es ein Teil meiner Buße sein, Dir auch dieses zu sagen. Ich that es schon — auf meinen Knieen bat ich sie darum."

„Und sie?" Aufs höchste gespannt erwartete sie seine Antwort.

„Sie kommt nicht," sagte er leise.

Eine kleine Weile war es still zwischen den beiden, deren Herzen so unruhig schlugen; das eine, weil es die schwere Wunde wieder aufrührte, das andere, weil es noch nicht alle Hoffnung schwinden sah.

Da trat er auf sie zu.

„Lebe wohl, Thusnelda. Gott schenke Dir ein anderes Glück."

„Und Du?" fragte sie.

„Mein Weg liegt einsam vor mir," sagte er ernst. „Aber ich habe es nicht anders verdient. Meinem Kinde will ich fortan leben, und wenn die Stunden kommen, in welchen ich mich sehnen werde nach Frauenliebe und Frauenhuld, dann werde ich sie tragen als Buße für das große Unrecht, das ich der edelsten Frau, das ich meiner Frau that. — Lebe wohl!"

Sie war gegangen. Tief aufatmend öffnete Hellmut die Thür zu seines Kindes Zimmer.

An dem Bettchen des Kleinen kniete eine Gestalt, das Gesicht in den Kissen vergraben. Sie wandte sich zu ihm, und er sah in das thränenüberströmte Antlitz seiner Frau.

„Ich kam, Abschied zu nehmen," sagte sie schluchzend, „aber es zerreißt mir das Herz, ich kann es nicht. Wenn ich diese Schwelle verlasse, werde ich sterben vor Sehnsucht."

Er neigte tief sein Haupt, und sein Herz schlug in Jammer und Hoffnung; aber er wagte nichts zu sagen.

Da trat sie zu ihm hin.

„Ich hörte, was Du im Nebenzimmer sprachst," sagte sie stockend. „Ich vernahm daraus die Liebe, die ich längst erstorben wähnte, und ich dachte, wie Du mir dieselbe so treu zehn Jahre lang bewiesen hast. O Bernhard, laß alles vergeben und vergessen sein; nimm mich wieder an Dein Herz, und laß uns vereint unserm Kinde leben."

Und das blasse Gesicht des Knaben strahlte vor Freude; seine großen dunklen Augen blickten glücklich auf die Eltern, die zusammen zu ihm traten.

Durch die Zeitung.

Eine wahre Geschichte von J. Piorkowska.

Der Vorstand des Hospitals zu *** wendet sich hierdurch an edle Menschenfreunde mit der Bitte, um gütige Ueberlassung gelesener Zeitungen und Broschüren zur Unterhaltung für ihre Kranken und Rekonvalescenten."

Infolge dieses Gesuchs in einem der verbreitetsten Lokal-Anzeiger von C. . . . . wurde täglich das verschiedenste — Politisches, Wissenschaftliches, Belletristisches, kurz, Lektüre jeder Art, in dem betreffenden Krankenhause abgeliefert.

Eines Tages befand sich auch eine Zeitung darunter mit dem schriftlichen Gruß am Rande: „Ich wünsche einen guten Morgen und recht baldige Besserung," nebst genauer Adresse der Schreiberin, Fräulein Luise Lobstedt, N.-Straße.

Diesem Gruße wurde binnen wenigen Tagen folgende Antwort:

„So giebt es wirklich draußen in der sonnigen glücklichen Welt noch eine Barmherzige, die auch für uns arme Kranke einen freundlichen Gedanken hat! „Ich bin die Glückliche, die Ihren Gruß empfing, die hofft, daß Ihr Wunsch sich bald erfüllen werde und sie in nicht zu ferner Zeit dies Haus genesen verlassen kann.

„Sind Sie selbst jemals ernstlich krank gewesen, haben Sie so heftige Schmerzen ertragen, wie ich sie jetzt erdulden muß, so werden Sie auch die Bitte einer armen Kranken erhören und es nicht bei dem einen Gruß bewenden lassen, der mich so glücklich machte.

„Hätte ich wenigstens irgend eine mir sympathische Seele hier, gegen die ich mich aussprechen, mit der ich hin und wieder eine Weile verplaudern könnte; momentan aber ist niemand da, der mir hülfe, die langen einsamen Stunden zu verkürzen, drum nochmals die Bitte: lassen Sie mich nicht vergebens auf eine Antwort hoffen. Inzwischen mit herzlichem Gruß Ihre dankbare Bertha Willmers."

Damit war eine Korrespondenz angebahnt, welche beide junge Mädchen alsbald mit größtem Interesse fortsetzten. Es entstand ein lebhafter Gedankenaustausch, Briefe gingen herüber und hinüber, in welchen die zwei ihre Lebensstellungen und Schicksale einander ausführlich mitteilten.

Luise Lobstedt schrieb ihrer neuen Freundin, daß sie ziemlich vereinsamt in der Welt stehe, in einem großen Geschäft in Stellung sei, bei mäßiger Bezahlung vom frühen Morgen bis späten Abend, mit nur kurzer Pause über Mittag, angestrengt zu thun habe und ihr Chef bei den hohen Anforderungen, die derselbe an seine Leute stelle, ziemlich unliebenswürdig sei. Sie habe wenige Bekannte ihres Alters und keine Freundin, der sie wahrhaft von Herzen zugethan wäre. — Wie sie sich jetzt der guten Idee freue, jener Zeitung einen Gruß und ihren Namen beigefügt zu haben — es sei doch etwas riskiert gewesen — wie, wenn ihre Adresse in falsche, unrechte Hände gekommen wäre?! — Sie hoffe auch, schrieb sie in einem ihrer späteren Briefe, endlich mal Zeit zu finden, Fräulein Bertha im Krankenhaus aufsuchen zu können und ihre liebe Freundin endlich persönlich kennen zu lernen.

Bertha Willmers antwortete in demselben offenen, herzlichen Ton. Sie erzählte, daß sie, aus H. . . . . gebürtig, vor drei Monaten hierher nach C. . . . . . gekommen sei, um sich durch Sprach- und Musikunterricht ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Schon nach wenigen Wochen sei sie schwer erkrankt und auf ihren eigenen Wunsch von ihren Wirtsleuten hier in das Hospital gebracht worden.

„Wie glücklich macht mich die Aussicht, Sie bald kennen zu lernen; ich zweifle nicht, daß uns von nun an für das ganze Leben innigste Freundschaft verbinden wird, und doch möchte ich Sie bitten, Ihren Besuch bei mir noch ein kleines Weilchen hinauszuschieben. Weshalb? — Sie werden mich für thöricht, für eitel halten, werden es eine weibliche Schwäche nennen, und doch . . . . . . Man pflegte mir vor meiner Krankheit öfter Komplimente über mein hübsches, frisches, gesundes Aussehen zu machen — Sie werden begreifen, wie ein fünf wochenlanges schweres Krankenlager einen Menschen verändert, wer weiß, Sie würden sich vor meinem jetzigen Aussehen vielleicht entsetzen, und ich möchte auf meine neuerworbene Freundin doch einen möglichst günstigen Eindruck machen.

„Sobald ich mich etwas mehr erholt habe, sobald ich wieder etwas mehr meinem früheren „Ich" gleiche, schreibe ich es Ihnen."

Acht Tage später machte sie Luise Lobstedt die erfreuliche Mitteilung, daß sie hoffe, binnen kurzem als genesen aus dem Hospital entlassen zu werden. Ihr erster Ausgang gelte dann ihr — ihrer neuen lieben Freundin, zuvor aber müsse sie ihr eine sehr, sehr ernste Beichte ablegen.

Unter Zusicherung größter Achtung und Liebe bat sie Fräulein Luise, welcher Art ihr Geständnis auch sei, das eine müsse dieselbe ihr versprechen: sie bei sich willkommen heißen zu wollen.

Nichts hat Bertha im Leben wohl mehr überrascht, als die Antwort, die ihr hierauf ward:

„Mein liebes, liebes Fräulein Bertha“ lautete Luise Lobstedts Brief. „Mit vor Angst und Aufregung zitternder Hand schreibe ich diese Zeilen, denn, entweder es beginnt für uns beide ein neues glückliches Leben, oder — alles ist zwischen uns aus — und wie ich das ertragen sollte, weiß Gott allein — denn — o, lassen Sie mich Ihnen gestehen, ich liebe Sie — ja, ich liebe Sie mit ganzer Glut, der ganzen Leidenschaft eines warm empfindenden Herzens! Der Eingebung einer übermütigen Laune folgend, fügte ich meinen Namen auf die Zeitung, die ein glücklicher Zufall in Ihre Hände spielte, das kleine Wörtchen „Fräulein“ bei; ich setzte den Scherz in meinen ersten Briefen fort und dann war mein Interesse für Sie bereits ein zu warmes, als daß ich es nicht vermocht hätte, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die nicht nur vielleicht unserer Korrespondenz, die mir zum Bedürfnis geworden, ein Ende gemacht, sondern mir auch voraussichtlich die Gelegenheit genommen hätte, Sie jemals von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Ach, Fräulein Bertha, zürnen Sie mir nicht, weisen Sie eine tiefe, innige Liebe, wie sie mein Herz für Sie empfindet, im Groll nicht von sich! — Schreiben Sie mir nur ein Wort — ein kleines Wörtchen — nicht jetzt — nicht gleich — erst wenn Sie sich von dem Schrecken erholt haben, den die Enthüllung meines Geheimnisses Ihnen verursachen muß: daß es kein Mädchen ist, das Sie bis zum Wahnsinn liebt, sondern ein Mann! — ein Mann, der sich Ihrem Urteilsspruche fügen wird, wie derselbe auch lauten mag, dessen Lebensglück aber für immer zerstört, vernichtet ist, wenn Sie sich zürnend von ihm abwenden! Ewig der Ihre Ludwig Lobstedt.“

Aengstlich harrte er, der sie betrogen, auf die Antwort; sie kam am folgenden Tage und lautete:

„Geehrter Herr! — Leider kann ich Ihnen die Enttäuschung nicht ersparen, die diese Zeilen Ihnen bringen werden. Wie Sie trotz Ihrer heißen Liebe zu mir einsehen müssen, kann ich nie die Ihre werden! Gleich Ihnen, den zarte Rücksicht für das schwächere Geschlecht beseelt, nahm auch ich meine Zuflucht zu einer kleinen List.

„Kann uns auch keines Priesters Segen verbinden, so können wir doch gute Kameradschaft mit einander halten, meinen Sie nicht?

„Von Herzen freue ich mich auf Ihren Besuch; da wollen wir mit kräftigem Händedruck einen Freundschaftsbund besiegeln, den wir zwar einer Täuschung verdanken, aus dem in Zukunft aber jedwede Geheimnisthuerei ausgeschlossen sei.

„Auf baldige persönliche Bekanntschaft Ihr freundlich ergebener
Berthold Willmers.



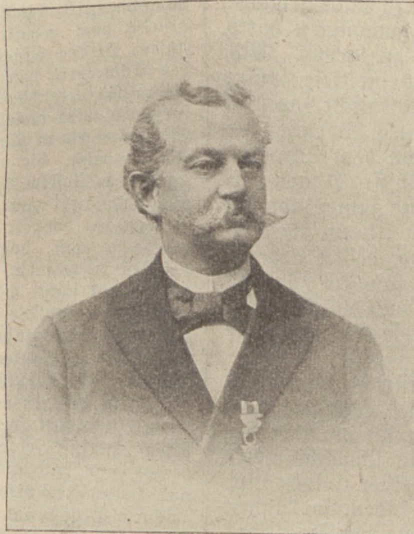
Klaus Groth. Am 1. Juni d. J. starb unerwartet schnell in Kiel der Dichter Klaus Groth, nachdem er noch am 24. April d. J. seinen 80. Geburtstag in voller Lebensfrische feierte. Er wurde am 24. April 1819 zu Heide in Norddithmarschen geboren, wo sein Vater eine Windmühle und eine kleine Landwirtschaft besaß. Sein Großvater lehrte ihn frühzeitig lesen und schreiben. Im Jahre 1834 trat er als Schreiber in die Dienste des Kirchspielvogts zu Heide. In dessen Bibliothek fand er die langgesuchten deutschen Klassiker, die ihm eine ganz neue Welt erschlossen und ihn selbst zu poetischen Versuchen anregten. Sein Wunsch, zu studieren, war nicht ausführbar, und er mußte sich auf dem Seminar zu Tondern mit der Bildung eines Volksschullehrers begnügen. Er wurde Mädchenlehrer in Heide, wo ser sich in seinen Mußestunden eifrig mit naturwissenschaftlichen, mathematischen und philosophischen Studien beschäftigte. Im Jahre 1847 ging er nach Kiel, um sich für das höhere Lehrfach vorzubereiten; indes hatte übermäßige geistige Anstrengung seine Gesundheit derart angegriffen, daß er nur an deren Wiederherstellung denken konnte. Er begab sich zu seinem Freund Leonhard Selle nach der Insel Fehmarn. Hier in der Einsamkeit studierte er noch eifriger und schrieb den größten Teil seiner Gedichte, die ihn mit Prof. Karl Müllenhof, dem bekannten Germanisten, in Berührung brachten. Im April 1855 begab er sich nach Bonn zu Otto Jahn, wo er mit Germanisten, Dichtern und Gelehrten, wie Karl Simrock, Ernst Moritz Arndt, Dahlmann u. a., freundschaftlich verkehrte. Eine größere Erholungsreise brachte ihn im Herbst nach Süddeutschland und der Schweiz. Von hier aus gedachte er im Winter nach Italien zu gehen, doch kehrte er seines leidenden Zustandes wegen wieder nach Bonn zurück, wo ihm im März 1856 die philosophische Fakultät den Doktortitel honoris causa erteilte. Nachdem er dann eine Zeitlang in Leipzig und Dresden geweilt hatte, ging er im Sommer 1857 nach Kiel zurück und habilitierte sich im folgenden Jahre an der dortigen Universität als Privatdocent für deutsche Litteratur und Sprache. Im Jahr 1866, als Feldmarschallieutnant Frhr. v. Gablenz Statthalter von Holstein war, verlieh ihm die Kieler Universität auf Vorschlag Gablenz' den Professortitel honoris causa, sowie eine jährliche Staatspension von 600 Thaler, die, nachdem Schleswig-Holstein dem preußischen Staate einverleibt worden war, von der preußischen Staatsregierung 1872 um das Doppelte erhöht wurde; auch überreichten ihm Freunde seiner Poesien in demselben Jahre aus Anlaß seines 25jährigen Dichterjubiläums ein Ehrengeschenk von 12,000 Thaler. — Seit den letzten zwei Jahrzehnten lebte Klaus Groth von der Welt zurückgezogen in seinem gemütlichen Hause zu Kiel, das er sich selbst erbaut hat.

Die Wiener Schneebergbahn. Oesterreich ist die Geburtsstätte der Bergbahnen. Die seither in allen Gebirgsländern entstandenen Alpenbahnen bedienen sich zumeist der Zahnräder und Zahnstangen; es sind keine Adhäsionsbahnen, sondern Zahnradbahnen. Solcher Art ist auch die Eisenbahn auf den Schneeberg an der Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark, die seit ihrer im vorigen Spätherbst erfolgten Fertigstellung bis zum Gipfel eine neue Sehenswürdigkeit der an Naturschönheiten so überaus reichen Umgebung Wiens bildet. Während in den dreißiger Jahren, wie ein Schriftsteller berichtet, eine Schneebergpartie vierzig Gulden und drei Tage Zeit kostete, erforderte bis in die allerjüngste Zeit die Partie von Wien aus doch immerhin noch anderthalb Tage. Dank der neuen Schneebergbahn kann man jetzt in Wien zu Mittag speisen, auf dem Schneeberg in der Seehöhe von 1771 Metern Alpenblumen pflücken und die „Jause“ einnehmen und am Abend wieder in Wien sein, um von den Strapazen dieses Ausfluges ins Hochgebirge auszurasten. Wir benutzen zu unserer Schneebergfahrt die Semmeringbahn bis Wiener-Neustadt. Dort beginnt die neue Bahnlinie, die vorerst als gewöhnliche Adhäsionsbahn das ausgedehnte Neustädter Steinfeld und die „Neue Welt“ in schwacher Steigung durcheilt, bis sich hinter den Kohlenschachten von Grünbach der im Hintergrunde vom gewaltigen Schneeberg abgeschlossene Thalkessel von Puchberg unsern Blicken öffnet. Bis in die fünfziger Jahre erfolgte der Aufstieg auf den Schneeberg von Puchberg aus, seit Eröffnung der Südbahn wurde jedoch die rascher erreichbare Reichenauer Seite bevorzugt, und erst die neue Schneebergbahn wird diesem Gebirgsdorf wieder zu seinem alten Ansehen verhelfen. Wir besteigen in Puchberg den luftigen Aussichtswagen der hier beginnenden Zahnradbahn, die uns in 70 Minuten auf den Hochschneeberg bringt. Die nach dem System Roman Abt überaus solid erbaute, $9^1/_2$ Kilometer lange Bergbahn ruht ganz auf Eisenschwellen, und die Zahnstange ist bei stärkeren Steigungen doppelt gelegt. Die Steigung erfolgt allmählich und ist an keiner Stelle so groß, daß ängstliche Personen befürchten müßten, von Schwindel befallen zu werden. Sie beträgt 13 Prozent im Durchschnitt und übersteigt 24 Prozent nicht, während die nicht so hoch reichende Rigibahn (1750 Meter) 19 Prozent und die etwas höhere Pilatusbahn (2070 Meter) sogar Steigungen mit 35 Prozent aufweist. An Länge übertrifft die Schneebergbahn nicht bloß die beiden genannten Alpenbahnen, sondern auch die Zahnradbahnen auf den Gaisberg bei Salzburg und den Schafberg im Salzkammergut. Hinter der noch im Thale gelegenen Haltestelle Schneebergdörfel beginnt die Zahnradbahn stärker zu steigen, sie überschreitet den „Hauslitzsattel“ und erklimmt den bewaldeten „Hengst“, einen 1419 Meter hohen, langgestreckten Vorberg des Schneeberges, und bald eröffnen sich wunderbare Blicke in die von einzelnen Weilern und Ortschaften belebten Hochthäler. Der „Kaltwassersattel“, die Verbindung zwischen Hengst und Schneeberg, wird auf einer 10 Meter hohen, kunstvollen Stützmauer überschritten, und in der Station „Baumgartner“ taucht der gewaltige Rücken der Raxalpe auf. Das früher genannte Baumgartnerhaus ist von hier aus nach halbstündigem Waldspaziergang zu erreichen. — Während unsere Berglokomotive Wasser aufnimmt, genießen wir in vollen Zügen die aus dem Bergwald streichende würzige Luft und können hoch oben auf der Steinwand des Waxriegels die deutlich sichtbare Spur der Bahnlinie erkennen. Der rote Beschlag des Kalksteines (Reiflingerkalk) macht die für den Bahnbau in den Fels gesprengte Furche weithin sichtbar. Nun kommen wir aus dem Hochwald in die Krummholzregion, und nachdem zwei Tunnels durchfahren sind, von denen der erstere ein sog. Kehrtunnel ist, macht der Zug auf dem Hochschneeberg Halt. Wir sind in der Endstation Waxriegel auf dem Luxboden, 1771 Meter über dem Meeresspiegel, fast 1200 Meter über dem Puchberger Thalboden. — Ein mit dem modernsten Komfort ausgestattetes Alpenhotel mit sechzig elegant eingerichteten Fremdenzimmern, dessen Plan von Baurat Fellner entworfen wurde, ladet zu längerem Verweilen hier oben ein. Das Haus gehört der Bahngesellschaft, die am Ausgangspunkte der Zahnradbahn in Puchberg ein zweites solches Hotel im Schweizerstil erbaut hat. Vom Hochschneeberg lassen sich die lohnendsten Bergtouren leicht unternehmen, so zum Klosterwappen (2075 Meter), dem höchsten Punkte des Schneebergs, oder auf den Kaiserstein (2061 Meter), der zweiten Kuppe, wo ein Denkstein an die Besuche des Kaisers Franz in den Jahren 1805 und 1807 erinnert. Man genießt von den Hochgipfeln eine entzückende Fernsicht, die sich bis zu den Sarnthaler Alpen im Süden, in die ungarische Ebene im Osten und bis zu den Bergen des Ennsthales im Westen, ja sogar bis in die Zillerthaler Alpen in Tirol erstreckt. Weitere Spaziergänge führen zu den im Gebirge zerstreuten Sennhütten oder zu den Schutzhäusern der verschiedenen alpinen Vereine, so auf einem von der Gesellschaft D'Kienthaler neu erbauten Hochsteig am Südabhang des Gebirges zur Kienthalerhütte u. s. w. Der Erbauer dieser Bergbahn war der Kommerzienrat Leo Arnoldi, der die Fertigstellung seines letzten Werkes nicht lange überleben sollte. Er starb am 4. Mai 1898 im Alter von 55 Jahren. Dr. M. W.

Der Herr Professor auf der Alm. Professor Schmittlein, der am Berndorfer Gymnasium Naturgeschichte, und mit besonderer Vorliebe Botanik vorträgt, hatte schon lange große Sehnsucht empfunden, die herrliche Alpenflora kennen zu lernen; er faßte demnach den Entschluß, die nächsten Ferien zu einer Reise nach Tirol zu benützen. Monatelang hatte er sich auf diese Exkursion gefreut, und fast ein ganzes Jahr von seinem Gehalte kleine Abzüge gemacht, um endlich einmal die Bergriesen der Alpen bewundern und mit den urwüchsigen Bewohnern dieses Berglandes in Verkehr treten zu können. Viel hat er schon von den „Dirndl'n auf der Alm“ gehört, und mit großem Interesse von den heldenmütigen Thaten der Tiroler gelesen, die einstens so tapfer sich gegen die Fremdherrschaft gewehrt haben. — Endlich ist die goldene Ferienzeit da und Professor Schmittlein, ausgerüstet mit Bergschuhen, einem breitkrämpigen Reisehut, der Botanisierbüchse und dem unvermeidlichen „Bädecker“ tritt mit hochschwellender Brust seine erste Alpenreise an. Wie herrlich kommt ihm, dem Stubenhocker, der sein ganzes Leben nur in Gesellschaft von Büchern verbrachte, die Welt vor. Sein von der Zimmerluft vertrocknetes Gesicht bekommt gleich in den ersten Tagen der fröhlichen Wanderschaft eine frische, jugendliche Farbe, und er selbst wird förmlich elastisch; ja, dort droben auf den Bergen, wo er sich der Allmacht Gottes näher wähnt, versucht er sogar zu singen, ein Vergnügen, das er sich seit seiner Studentenzeit nicht mehr gestattete. Heute, nachdem er eine große Ausbeute an herrlichen Gentianen,

Alpenrosen und seltenen Primeln gemacht hat, besucht er eine Almwirtschaft, um sich an einer Schüssel voll Milch und mit einem Stück Alpenkäse zu stärken. Die dralle Sennerin — eine vierschrötige, kernige Defregger-Figur — und der Hiasl — ein reckenhafter Holzschläger — können sich an der „g'spasigen Stadtherren-G'stalt“ nicht genug satt sehen, die nach jeder Kleinigkeit fragt und die Verwendung eines jeden Gegenstandes wissen will. Er fühlt sich hier so glücklich, so frei und sorgenlos. Seine Freude und Ueberschwenglichkeit erreichen ihren Höhepunkt, als die schmucke Sennerin sich bereit erklärt, ihrem Gast ein Nationalgericht, einen Sterz, zu bereiten, der bald dampfend in der Schüssel vor dem Herrn Professor steht und diesem gar trefflich mundet. Das Mahl würzen ihm beide mit einem unverfälschten Jodler, in den der „Stadtherr“ mit seiner schwachen, ungeübten Stimme einstimmt. — Oft denkt er an die schönen Stunden, die er auf der Alm verbrachte, wenn er daheim, in Berndorf, seinen Schülern von der unvergleichlich schönen Alpenwelt erzählt. Auch die blauäugige Sennerin und der Hiasl erinnern sich öfters an den „g'spasigen Herrn“, von dem der Holzschläger behauptet, er wär' „a zwabeiniger Bücherwurm, den's wo aussa g'lassen hab'n,“ gewesen. St.

Hoffmann-Kutschke, der Dichter des Liedes: „Was kraucht dort in dem Busch herum?“ — Vor kurzer Zeit ist die allgemeine Aufmerksamkeit wieder einmal auf jenes Lied in besonders hervorragendem Maße gelenkt worden, welches, wie kein zweites, die Kriegspoesie von 1870/71 repräsentiert, jener Kriegspoesie, in welcher der rechte deutsche Soldatentrutz mit seinem glücklichen, gesunden Humor aufs treffendste charakterisiert wird, und welche eine nicht zu unterschätzende Mission im Kriege zu erfüllen berufen war, denn sie hat den deutschen Truppen über manche mißliche Situation, über mancherlei Strapazen des Marsches, des Biwaks u. dergl. hinweghelfen können. Das „Kutschke-Lied“, denn um dieses handelt es sich, ist im eminentesten Sinne populär geworden, jedes Kind kannte es und kennt es wohl auch heute noch. Es ist überall bekannt, wo Deutsche wohnen, sein Anfang hat den Charakter eines geflügelten Wortes angenommen, es ist endlich — von einem für Humor empfänglichen Sprachkenner — in fast sämtliche lebenden und zahlreiche tote Sprachen übersetzt worden. Daß es, wie bemerkt, in jüngster Zeit besonders erwähnt wurde, hatte seinen Grund darin, daß seinem Verfasser, dem ehemaligen Stationsbeamten Hoffmann, die Erlaubnis erteilt wurde, den Ehrennamen „Hoffmann-Kutschke“ führen zu dürfen. — Gotthelf Hoffmann wurde am 11. November 1844 in See bei Niesky im Reg.-Bez. Liegnitz als Sohn eines einfachen Landlehrers geboren, wurde Bäcker und zog, als 1866 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach, ins Feld, wo er bei Schweinschädel verwundet wurde. 1870 erlitt er eine leichtere Verwundung bei Wörth, erhielt für sein tapferes Verhalten das Eiserne Kreuz zweiter Klasse und erhielt schließlich bei Sedan drei Schüsse in den Kopf, von denen einer ihm den Oberkiefer zerschmetterte. Dann gab's ein langwieriges Lazarettlager, nach dessen Beendigung materielle Sorgen anfingen, davon er schließlich durch eine Anstellung im Eisenbahndienst überhoben wurde. Sein berühmtes Lied hatte Hoffmann-Kutschke vor Weißenburg gedichtet, als er mit einem Freunde auf Vorposten stand. Es war dunkle Nacht, beide beobachteten das Gelände, als — wahrscheinlich durch eine Schleichpatrouille — welche sich alsbald zurückzog, ein Geräusch entstand. „Was kriecht dort rum,“ fragte der Freund, und Hoffmann antwortete in gebundener Rede: „Ich glaub', es ist Napolium!“ Damit war der Anfang gegeben, und das Ende wurde nach erfolgter Ablösung gedichtet. Durchziehende Truppen hörten das Lied, für welches eine sangbare Melodie alsbald gefunden war, und so zog es hinaus von Regiment zu Regiment, von Corps zu Corps, immer neue Freunde sich werbend. Lange Zeit wurde Hoffmann die Autorschaft des Liedes streitig gemacht, bis schließlich — von der großen Mehrheit wenigstens — dieselbe voll und ganz anerkannt wurde. Kaiser Wilhelm I., der Großherzog von Baden, vor kurzer Zeit noch der König von Württemberg, Fürst Bismarck und zahlreiche hohe Offiziere zeichneten Hoffmann aus, dem es noch lange Jahre vergönnt sein möge, sich seines Ehrennamens erfreuen zu können.



Hoffmann-Kutschke. (Mit Text.)

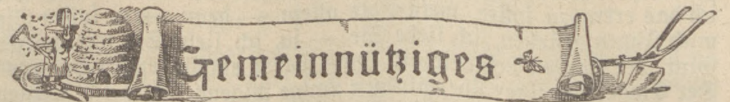


Frauenlogik. Frau (ärgerlich): „Wenn die Dame doch ihren Hut abnehmen wollte!“ — Mann: „Du hast den Deinigen ja auch auf!“ — Frau: „Ja, aber die sitzt doch vor mir!“

Scheinbarer Widerspruch. Gymnasialprofessor: „Wenn Sie sich weiter so gehen lassen, Müller, bleiben Sie sitzen — wollen Sie fortkommen, müssen Sie mehr Sitzfleisch zeigen!“

Die Wohlthat. Student: „Du Onkel, willst Du ein gutes Werk thun?“ — Onkel: „Welches?“ — Student: „Rette meinen letzten Groschen vor der Vereinsamung.“

Eine Gattenwahl im Jahre 590. Theudelinda, die Tochter des Baiernkönigs Garibald, war die Gemahlin des Longobardenkönigs Anthari. Dieser wurde vergiftet. Paulus Diaconus, ein ausgezeichneter Gelehrter am Hofe Karl des Großen und gegen das Jahr 800 gestorben, erzählt in seiner Longobarden-Chronik folgende hübsche Geschichte: „Die Longobarden gestatteten der Königin Theudelinda, zumal sie ihnen wohlgefiel, die königliche Würde zu behalten, rieten ihr auch, sich aus dem ganzen Volke einen Mann zu wählen, welchen sie wolle, aber doch einen solchen, welcher kraftvoll zu herrschen wüßte. Sie ging demnach mit verständigen Männern zu Rate und wählte den Agilulf, Herzog von Turin, für sich zum Gatten und für die Longobarden zum König. Die Königin entbot ihn zu sich und als er gekommen, ließ sie Wein bringen, trank ihm zu und reichte ihm den Becher. Wie er nun den Becher nahm und ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, sprach Theudelinda mit Erröten und Lächeln, der dürfte ihr nicht die Hand küssen, der ihren Mund küssen sollte. Dann hieß sie den vor ihr Knieenden aufstehen und sie küssen und redete mit ihm von Hochzeit und Königtum. — Was weiter? Unter lautem Jubel wurde die Vermählung gefeiert. St.



Hellmachen von Branntwein. Um Branntwein, welcher in irgend einer Weise gefärbt ist, hell zu machen, giebt es zwei Mittel. Das eine besteht darin, daß man den Branntwein durch gepulverte Knochenkohle (Spodium) filtriert. Wenn die Färbung durch irgend einen Pflanzenstoff bedingt ist, so findet gewöhnlich eine Entfärbung des Branntweines auf diese Weise statt. Wenn die Färbung aber durch das Holz neuer Fässer oder gebrannten Zucker hervorgebracht wurde, so ist die Knochenkohle wirkungslos und kann der Branntwein nur durch Destillation entfärbt werden.

Das Bestreichen der Füße mit Eiweiß soll das Brennen der Füße bei anstrengenden Märschen hindern und bei Wunddruck die Marschfähigkeit wieder herstellen.

Anwendung von flüssiger Kohlensäure in der Malerei. Ein neues Fresco-Malverfahren, dem die preuß. Regierung lebhaftes Interesse entgegenbringt, hat, wie in verschiedenen Fach-Zeitschriften kurz mitgeteilt wurde, der Maler Oskar Matthiesen aus Kopenhagen erfunden. Da die Dauerhaftigkeit aller vorhandenen Fresco-Malereien sehr viel zu wünschen übrig ließ und namentlich bei Außenmalereien die Witterung schon nach wenigen Jahren ihr Zerstörungswerk begann, soll die neue Technik dies Verwittern und Vergehen unmöglich machen. Das Verfahren besteht darin, daß die allmählige Härtung des Kalkverputzes — die Verwandlung in kohlensauren Kalk durch Aufsaugung von Kohlensäure aus der Luft — hier durch ein sofortiges Imprägnieren mit flüssiger Kohlensäure durch Aufspritzen herbeigeführt wird, so daß bereits zwei bis drei Tage nach Vollendung der Malerei dieselbe jedem Abwaschversuche, dem Regen, ja sogar der Behandlung mit Seife trotzt. Zu einer noch weiteren Erhöhung der Dauerhaftigkeit trägt ein mittels Elfenbein- oder Stahlwalze erfolgendes Glätten der eben ausgeführten Malerei bei, die den mit der Farbe durchtränkten Grund derart dichtet, daß etwaiges Einsetzen von Staub und (beim Gefrieren explosiv wirkendem) Wasser in die Poren der Wandfläche unmöglich gemacht wird. Die künstlerischen, wie technischen Vorzüge des Verfahrens haben laut „Berl. L.-A.“ das preuß. Kultusministerium zur Gewährung der Mittel für umfassende Proben im Königl. Kunstgewerbemuseum in Berlin veranlaßt, die sehr verheißungsvoll ausgefallen sind. In Vorbereitung befindet sich die Ausführung einer größeren Wanddekoration ebendaselbst, in der das erprobte Verfahren nun zu noch ausgiebigerer Verwendung gelangen soll.

Quadraträtsel.

A	A	B
B	L	L
O	O	W

Die Buchstaben des Quadrates sind so zu ordnen, daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. — Die Wörter bezeichnen: 1) Einen Fisch. 2) Eine Stadt in Finnland. 3) Eine Auszeichnung.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Logogriph.

Mit **W** ist man auf den Ausgang fast immer gespannt;
Mit **C** ist es Stadt im Frankenland.
Mit **K** sind nimmer, in jedem Fall,
Die vielen Glieder stets eisern Metall.

Johannes Hespe.

Arithmogriph.

1 6 8 6 5 3 7. Ein Fluß in Afrika.
2 4 6 7 7 6 4. Ein deutscher Maler.
3 4 4 3 1. Stadt in Nordfrankreich.
4 3 1 2 6 7. Ein Werkzeug.
5 7 3 1 6 4. Ein Handwerker.
6 7 1 3 1 1. Eine deutsche Provinz.
7 6 1 1 6 2 1. Bek. franz. Ingenieur.
8 6 3 2 6 7. Eine Stadt in Italien.
1 2 3 4 5 6 7 8. Ein feines Gemüse.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—8. P. Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

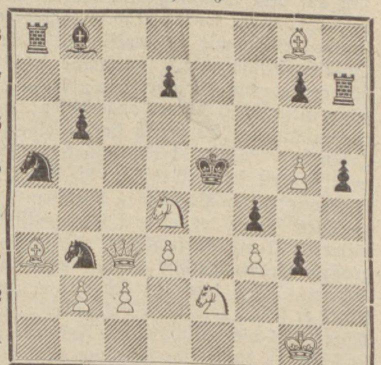
Schachlösungen:

Nr. 204. D a 3—a 2 etc.
Nr. 205. S d 3—c 2. K : c 2.
D b 1—b 5 † etc.

Problem Nr. 207.

Von O. Wulfing.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Orel, Lore. — Des Logogriphs: Is, Riff.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.